

Der Sänger vom Wildhorn

Autor(en): **Volmar, F.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 25

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645165>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Sänger vom Wildhorn

Von F. A. Wolmar

(Schluß)

Ganz reizend und bererraschend formvollendet ist „Das poetische Brnnlein“ (1914), dem weder Trockenheit noch Kälte etwas anhaben können, dessen Quell aber verschlossen ist, sobald der, für den es fließt, sich mürrisch und verdrossen naht. Sehr hsch und vollkommen auch in seiner Art „Der verlorene Humor“: Er ist dem Dichter nach einer durchtanzten Nacht abhanden gekommen, und er findet von dem Liebling trotz eifrigen Suchens keine Spur mehr. Schon will er ein Zeitungsinserat abfassen, „ob jemand ihn gefunden und ihn behalten hat“ — da entdeckt er ihn im Tintenfaß:

„Mit meiner Dichtfeder
Zog ich ihn rasch empor:
Was treibst denn du da unten,
Mein lieber Freund Humor?

Du sitztest in der Tinte,
Da kennt man dich ja nicht.
Komm du hervor, mein Lieber,
Und schmcke mein Gedicht!“

„Wollt ihr im Tal mich fressen, steig ich zum Berg empor“; da ist er hoch über allen Widersachern. Er sitzt als Hirte oft allein vor der Alphütte und schaut „mit Frieden im Gemüte das Zauberbild der Sommernacht“, und er durchwandert ein Stück Welt — doch

„Ob auch die Stadt mit Turm und Toren
Dem Wanderer oft wohl gefllt,
Ich bin im Oberland geboren
Und liebe meine Alpenwelt.“

Manches hsche Mädchen hat er gekst, so mancher Rose und manchem Bergfhneinricht hat er ein nettes Gedicht gewidmet — und ist schließlich doch allein geblieben. Es fliehen die Tage, die Jahre, und

„Vom Tod erhält man Kunde
So oft die Turmuhr schlägt.“

Dies der Anfang eines Gedichtes („Der Stundenschlag“, 1926), das wie ein alter Holzschnitt wirkt und in seiner bangen Stimmung an den dsternen Andreas Gryphius (1614—1664) erinnert.

Mag dich die Freiheitsliebe auch auf kühnen Pfaden zu lichten Höhen treiben —

„Erst durch den Grabeshgel
Kommst du zum Sternenzelt.“

Aber dem „Sänger vom Wildhorn“ — das er vor Jahren auch erstiegen — liegen die irdischen Dinge noch nicht so fern. Er liebt seine Heimat, sein Tal und seine Berge, und er bekennt sich in verschiedenen kräftigen Versen als entschiedener Patriot, dem indessen nicht der kritische Sinn mangelt. So schreibt er im 1912 erschienenen Bndchen beispielsweise über eine damals forcierte Fremdenindustrie:

„Steht irgendwo im Bergbereich
Ein Plätzen Erde, ausichtsreich,
So kauft's ein guter Spekulant
Und baut ein Hotel-Restaurant.

Und fllt dem Wirt das Zahlen schwer,
So nimmt man seine Brgen her.
Doch wenn ein solcher Herr verkracht,
So wird kein großer Lärm gemacht.

Nur wenn vom mageren Gehalt
Ein Knechtlein seine Schuld nicht zahlt,
So kommt man mit der Polizei
Und hat ein fürchterlich Geschrei.“

Oder 1920 über die im Rückgang befindliche Käserei in den Sennhtten — „denn Kser ist das Munifalb“ —:

„Im Herbst, da kommen sie zu Tale,
Die Muniflber rund und fett,
Vom blaffen Statterhub getrieben,
Der gerne mehr gegessen htt.“

Engherzigkeit, Geiz, Habgier, soziale Ungerechtigkeit, Heuchelei, Neid und Klatschsucht empören den Dorfpoeten, der sich nicht scheut, unsympathischen Mitbürgern und Mitbürgerinnen eins auszuwischen. Besonders zuwider sind ihm die hsartigen Klatschbasen:

„Die Klatschfrau kommt, die alte,
Aus ihrer Geierspalte
Spritzt sie ihr Seuchengift.“

Auch ein Bintenwirt wird aufs Korn genommen:

„Kampf und Sieg und Überwindung
Jeder Richtung ist ihm Wurst,
Als erhabenste Empfindung
Anerkennt er nur den Durst.“

Und ein geiziger Raubbock:

„Er stiehlt dann noch, so viel er kann,
Vom Arbeitslohn dem armen Mann
Und betet nachher manchen Spruch
Scheinheilig aus dem Bibelbuch.“

Charakteristisch für Reichenbachs Art ist denn auch der Titel seines fünften Bändchens: „Spottgesang und Harfenklang“, und wir wollen gleich beifügen, daß ihm jener viel besser gelingt als der „Harfenklang“, der nur selten voll und rein tönt. Der „Spottgesang“ ist's, der das „Kanonli“ im Saanenland herum berühmt und berüchtigt gemacht hat.

„Mit meiner Feder lade
Ich manchen scharfen Schuß,
Und solche Kanonade
Bringt eben oft Verdruß.“

So trägt er nicht zu Unrecht den Beinamen, der schon dem Vater oder Großvater eigen gewesen, weil der eine oder andere Kanonier war, und weil man die in Lauenen mehrfach und oft noch mit gleichem Vornamen anfhigen Reichenbach doch unterscheiden muß.

Aber auch ihm selbst hat sein streitbar Wesen schon viel Ungemach verursacht und sogar „Buß und Gefangenschaft“ eingetragen.

Was tut's? Stolz auf „des Geistes Schwert“, das ihm „der Herrgott hat gegeben“, will er es auch gebrauchen, es hat „sich oft im Kampf bewährt“.

„Dum will ich's wieder wagen
Und schlage tapfer drein.
Denn wer ein Schwert will tragen,
Soll auch ein Kämpfer sein.

Den Geist könnt ihr nicht dämpfen,
Ihn bindet keine Haft.
In Leiden und in Kämpfen
Bewährt er seine Kraft.“

Es ist die Stimme der Menschlichkeit, die sich auch hier allen Gewalthabern, allem Paragrahengestrpp zum Trost nie und nimmer erstickend löst.

„Mein Lied pfleg' ich zu schreiben
Genau dem Stoffe nach;
So wie's die Leute treiben,
So schreibt's der Reichenbach.“

Und da sie es zuweilen auch recht komisch und ergötzlich treiben, so erzählt uns der vergnügte Reichenbach mit besonderem Behagen und auch mit besonderem Geschick allerlei lustige Histrorien, die sich da und dort in der engeren Heimat ereignet haben mögen. Da ist der Schalk in seinem Element, und trüf und witzig berichtet er von einem mißlungenen Rittgang und von anderen galanten Abenteuern ländlicher Liebhaber, von einer fatalen Bärenjagd im Luzernerbiet, vom Weltkrieg in der Kinderstube, vom falschen Förster, vom Onkel aus Amerika, von den Streithähnen Kraker und Kropfli, von einem flugen Schwein, vom Christen, der keine Frau gewinnt, und von anderen heiteren oder tragikomischen Begebenheiten.

„Ich bin ein Küherknechtlein
Und habe nichts gelernt.
Von großen Dichtwerken
Ist meines weit entfernt.“

Doch viele Leser freuen
Sich über mein Gedicht,
Bestellen meine Büchlein,
An Käufern fehlt es nicht.“

Und mögen es auch vor allem diese Schnurren und Spottgedichte sein, die ihnen besonders gefallen — der ländliche Poet darf ferner mit einiger Genugtuung vermerken:

„In vieler Freunde Hütten
Mein Lied ich wieder fand.
Vom Zeitungsblatt geschnitten,
Schmückt es die Stubenwand.“

Und manches nette Schätzchen,
Dem mein Gedicht gefällt,
Hat ihm ein Ehrenplätzchen
Im Stammbuch auserwählt.“

Fragen wir zum Schluß, wie und wo er seine Verse schreibt, so vernehmen wir:

„Nicht wenn ich müßig sitze,
Zur Arbeit, wenn ich schweize,
Da wird mein Reim gemacht.
Mag es euch auch befremden:
Ich hab' noch heut' zum Emden
Mir dieses Lied erdacht.“

Leider macht er zuweilen etwas reichlich auch von einem anderen Stimulans als dem — freilich oft raren — frohen Sonnenschein Gebrauch:

„Rehr ich in später Stunde
Vom Wirtshaus schwanfend heim,
Sek' ich mich noch zum Pulste
Und dichte einen Reim.“

Gottfried Reichenbach, der im Schlußgedicht seines letzten Bändchens dem Gedanken von „des Sängers Wiederkehr“ und geistiger Auferstehung selbstbewußten Ausdruck gibt und recht zuversichtlich äußert, daß „viele seiner Lieder dem Volke in Erinnerung“ bleiben werden, beabsichtigt, seine Gedichte gelegentlich in einem Sammelband herauszugeben. Wir empfehlen ihm eine strenge Auswahl, die Unwesentliches und Halbgelungenes vom Eigenwüßigen und (da und dort noch zu bereinigenden) Gefonnten scheidet. Dann wird man im Saanenland wohl auch in späteren Jahren noch gerne zu des wackeren Gottfriedis anspruchslosen Versen greifen.

Habakuk und Leopold oder Umgang mit Regenschirmen

Viele meiner Bekannten haben mir schon über besondere Tücken des Objektes bei ihren Regenschirmen geklagt, und ich selber habe schon reichlich viel an Unbeständigkeit, Flatterhaftigkeit und mangelnder Anhänglichkeit von den Beschützern meines Hauptes erfahren. Seit einiger Zeit ist es — ungerufen — um vieles besser geworden, und ich weiß auch, warum. Regenschirme sind nämlich fühlende Wesen und verhalten sich so, wie man sie behandelt. Wer nur widerwillig mit ihnen ausgeht und sie als notwendiges Übel ansieht, wie ich das noch jahrzehntelang aus einem studentischen Vorurteil heraus getan habe, der darf sich nicht verwundern, wenn der Genosse Begleiter keine Treue kennt und sich irgend einer andern Betriebszelle in andern Schirmständen anschließt. Mit der Mimikry eines Meisterverbrechers weiß sich der Abtrünnige zu verstecken, mehrfach den Herrn zu wechseln, und nur ausnahmsweise kehrt er abgerissen und mitgenommen als verllorener Sohn zurück, um als Ausleihschirm seine Tage zu beschließen.

So hatte mich vor einiger Zeit wieder einmal ein Regenschirm verlassen, und weil er mir angenehm in die Hand gegangen, vermisse ich ihn trotz Gummimantel und altem Hut. Meine Freude war deshalb ehrlich und groß, als man mir den schon Verlorengeglaubten nach Wochen aus der Garderobe eines Restaurants zurückbot, wo er ein beschauliches Pründerdasein geführt hatte. Mit Kühlung schloß ich ihn in die Arme und hielt ihm eine kleine Ansprache: „Lieber Beschirmer meines Hauptes, da du mir glücklich wieder erstanden bist, wollen wir Freunde sein. Und deshalb sollst du auch einen Namen haben.

Ich taufe dich Habakuk.“ Und wir lebten einig und in Frieden miteinander.

Doch es sollte einmal anders kommen, denn mit des Geschickes Mächten ... Habakuk billigte augenscheinlich meinen Verkehr mit den Radioleuten nicht und entzog sich mir nach einem Besuch im Studio. Und ward nicht mehr gesehen. —

Da ich kurz darauf auf Reisen ging und unterwegs allerlei Rasse drohte, mußte ich ihm einen Nachfolger geben. Es war ein treuherziger, etwas vierschrötiger Fläme und Monarchist; deshalb nannte ich ihn Leopold, um gleich ein wenig Anhänglichkeit in ihm zu erwecken. Er trat jedoch nur ungern an, sondern wollte lieber (als bürgerlicher Degenerjak) Spazierstockdienste tun und blieb so lange als möglich gerollt und im Futteral. Dieses bevorzugte Verhältnis muß Habakuk zu Ohren gekommen sein, denn leicht beschädigt kam er unverhofft wieder zurück, mußte aber wegen einer gebrochenen Rippe sogleich in die Klinik gebracht werden. Der eifersüchtige Leopold aber dachte: Jetzt oder nie, wird man meinen Verlust empfinden. Und ward auch nicht mehr gesehen ...

Unter normalen Verhältnissen hätte ich ihn auf dem Besitzstandkonto abschreiben müssen. Aber da war wohl niemand da, der ihn mit dem majestätischen Namen Leopold begrüßte; das empfand er und kehrte zurück. Seither sind der wieder hergestellte Habakuk und der durch Respekt gewonnene Leopold von allen freundlichst benannt wieder daheim und unterhalten sich von ihren Eskapaden. — Und weil es eben wieder anfängt zu regnen, muß ich mir den Kragen hochschlagen und mich in Trab setzen, denn es ist ihnen lange wohl zu Hause.